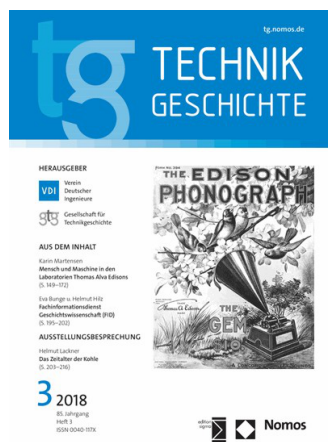


Format de citation

Haude, Rüdiger: review of: Paul Thomes / Peter M. Quadflieg (eds.), Unternehmer in der Region Aachen, Münster: Aschendorff Verlag, 2015, in: Technikgeschichte, 84 (2017), 1, p. 87-88, DOI: 105771/0040-117X-2017-1-87, downloaded from recensio.net

First published:  
<https://www.nomos-elibrary.de/zeitschrift/0040-117X>



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées.  
Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

PAUL THOMES u. PETER M. QUADFLIEG (Hg.), **Unternehmer in der Region Aachen** (Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsbiographien, Bd. 19). Aschendorff, Münster 2015, 252 S., EUR 38,-.

Nach elfjähriger Pause ist 2015 der 19. Band der Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsbiographien (RWWB) erschienen. Herausgegeben von den Aachener Wirtschaftshistorikern Paul Thomes und Peter Quadflieg, nimmt er Unternehmer in der Region Aachen in den Fokus. Neun Persönlichkeiten des 18. bis 20. Jahrhunderts werden behandelt: der Vaalser Tuchfabrikant Johann Arnold von Clermont (1728–1795), der Tuch- und Nadelfabrikant Ignaz van Houtem (1764–1812), die Eschweiler Bergbauunternehmerin Christine Englerth (1767–1838) (die erste porträtierte Frau in der seit 1932 bestehenden Reihe der RWWB!), der Apotheker und Chemiker Johann Peter Joseph Monheim (1786–1855), der Kaufmann und Bankier David Hansemann (1790–1864), der Tuchfabrikant Wilhelm Peters (1814–1889), der Begründer der nach ihm benannten Nachrichtenagentur Julius Paul Reuter (1816–1899), der Stolberger Chemiker Franz Wirtz (1859–1930) und der Lammersdorfer Erfinder und Industrieofenbauer Otto Junker (1900–1982).

Dass die Aachener Region, deren Tuchindustrie „der Schlüssel zur Industrialisierung des Rheinlandes“ war (S. 31), in der bisherigen Forschung gegenüber dem Ruhrgebiet ein „Schattendasein in der Industrialisierungsdebatte“ führte (S. IX), dafür ist die RWWB-Reihe selbst ein guter Beleg. Insofern widmet sich der vorliegende Band einem wichtigen Desiderat. Aachen war bei Beginn der Industrialisierung durch ein „fast perfektes Standortfaktorenkonglomerat“ (S. X) geprägt, wurde jedoch durch politischen Bedeutungsverlust und konfessionelle Konflikte sowie den bis zur napoleonischen Zeit bestehenden Zunftzwang in seiner wirtschaftlichen Entwicklung gehemmt. Die Besonderheit der staatlichen Grenzlage bestand einerseits in der Möglichkeit für Fabrikanten, liberalere Standorte im benachbarten Ausland zu finden, wie Cler-

mont dies im niederländischen Vaals tat. Andererseits lässt sich fragen, inwieweit die Grenzlage auch mentalitätsgeschichtlich Spuren hinterließ. Die periphere Lage innerhalb der französischen, dann preußischen, dann deutschen Volkswirtschaft kommt hier als Faktor in Betracht, wie auch transnationale Bezugs- und Absatzmärkte. Die Herausgeber erwägen, womöglich habe die Grenzlage die wirtschaftlichen Akteure „reger“ gemacht, „denn Unternehmertum bedeutet ja nicht zuletzt permanente geistige Grenzüberschreitung“ (S. XIV).

Diese mentalitätsgeschichtliche These wird in den Beiträgen des Bandes nur ansatzweise mit Leben gefüllt. Umso deutlicher wird, dass konfessionelle Grenzen im langen 19. Jahrhundert weniger determinierend waren, als man nach Max Webers Argument zur Protestantischen Ethik vermuten sollte. War für den Lutheraner Clermont im 18. Jahrhundert die Konfessionsfrage noch ein Grund, sein Unternehmen nach Vaals zu verlagern, finden wir im 19. Jahrhundert katholische Unternehmer, welche die calvinistische Wirtschaftsethik perfekt verinnerlicht zu haben scheinen; und mit Wirtz auch einen aktiven Katholiken, der im Kulturkampf auf Seiten Bismarcks stand und seinen Sohn auf eine evangelische Schule schickte.

Ein Verdienst des Bandes liegt darin, die große Bedeutung von – familiären und politisch-ökonomischen – Netzwerken aufzuzeigen, in denen ständig soziales in ökonomisches Kapital umgemünzt wurde und vice versa. Dies wird sogar im Zusammenspiel verschiedener Einzelbeiträge deutlich, so in den Texten über Monheim, Hansemann und Peters. Die technikgeschichtliche Bedeutung von ‚rationalisierten‘ Netzwerken im Prozess der Industrialisierung zeigt sich im Porträt Reuters, der Aachen als Standort wählte, um eine Lücke im internationalen Telegrafennetz zu überbrücken.

Der Textsorte „Biographie“ ist es sicher geschuldet, dass das Gewicht individueller Faktoren in der Geschichte, im Unterschied zu strukturellen Faktoren, tendenziell überbetont wird. Ebenso folgt aus dieser Textsorte ein Hang zur Identifikation mit

der beschriebenen Person. Die Beiträge des Bandes erliegen diesen Tendenzen in unterschiedlichem Maße, bis hin zur hagiografischen Beschreibung Clermonts als „großartige Persönlichkeit als Mensch und Unternehmer“ usw. (S. 1). Insgesamt weist der Band ein breites Spektrum unterschiedlicher Reflexionsniveaus auf. Im Ganzen liegt nun dennoch eine Bereicherung der Aachener Technik- und Wirtschaftsgeschichtsschreibung vor.

Aachen

Rüdiger Haude

ANDREW J. NELSON, **The Sound of Innovation**. Stanford and the Computer Music Revolution. MIT Press, Cambridge/MA u. London 2015, 248 S., EUR 33,-.

Am 2. September 2016 wurde John Chowning, einem der Pioniere der Computermusik, im Rahmen der 13th Sound and Computing Conference in Hamburg von der Hochschule Musik und Theater Hamburg die Ehrendoktorwürde verliehen. John Chowning und sein Wirken stehen auch im Mittelpunkt des Buches von Andrew J. Nelson, der überarbeiteten Fassung seiner Doktorarbeit an der Stanford University.

Nelson hat jetzt eine Assistenzprofessur für Management an der Universität Oregon inne und Management ist auch ein Schlüsselthema des vorliegenden Buches. Hier finden wir wenig zu den musikwissenschaftlichen Aspekten, die mit der „Revolution der Computermusik“ verknüpft sind, stattdessen geht es vor allem um Fragen von Wissenschaftsorganisation, Wissenschaftspolitik und dem Verhältnis von Wissenschaft und Industrie. Chowning war Student in Stanford und versuchte später, am dortigen musikwissenschaftlichen Institut Fuß zu fassen, was ihm aber nicht gelang. Seine Verbindungen zum *Stanford Artificial Intelligence Lab* führten aber dazu, dass die elektronische und frühe Computermusik, die von vielen musikwissenschaftlichen Instituten mit Argwohn und teilweise Unverständnis beäugt wurden, auch Einzug in Stanford hielten. Dafür war

ein geschicktes *networking* notwendig, das Chowning hervorragend verstand. Entscheidend war hier seine Entdeckung der digitalen Frequenzmodulationssynthese 1967. 1975 erwarb Yamaha die Lizenz und wandte sie 1983 in ihrem DX7 Synthesizer an, der ein großer kommerzieller Erfolg wurde. Diese Lizenz bescherte der Universität beträchtliche Einnahmen. Anknüpfend an die Aktivitäten Frederick Termans, eines früheren Dekans der Ingenieurwissenschaften, der schon 1944 ein „Non-Departmental Research Center“ gegründet hatte, bei dem Natur-, Ingenieur-, Geistes- und Sozialwissenschaften kooperierten, errichtete Chowning mit einigen Mitstreitern 1974 das *Center for Computer Research in Music and Acoustics*.

Nelson macht deutlich, dass wir es hier mit einem Fall von „kreativer Kollaboration“ zu tun haben, bei dem die Erfolge nicht nur auf Chownings Engagement zurückzuführen sind. Als wesentliche Faktoren des Erfolges stellt er drei Aspekte heraus: Interdisziplinarität, Open Innovation und Kommerzialisierung. Bei der Open Innovation kommt vor allem die von der technikhistorischen Forschung seit längerem thematisierte aktive Rolle von Nutzerinnen und Nutzern ins Spiel. Ein konzeptioneller Schlüsselbegriff Nelsons ist „multivocality“, nämlich die Fähigkeit, unterschiedliche Projekte mit Beteiligten verschiedenster Disziplinen durchzuführen. Ob dieser Begriff einen über den von ihm auch verwendeten Terminus der „radical interdisciplinarity“ hinausgehenden „Mehrwert“ bietet, oder letztlich auf ein begrenzt ertragreiches „Wortgeklingel“ hinausläuft, sei dahingestellt.

Nelsons Buch ist sorgfältig recherchiert und stützt sich auf Sitzungsprotokolle, Forschungsprojektanträge, Gutachten, Lizenzverträge und zahlreiche Interviews. Vergleiche mit der Entwicklung von Computermusikzentren, wenn schon nicht in Europa, so doch zumindest in den USA, etwa mit dem wichtigen *Columbia-Princeton Electronic Music Center*, wären willkommen gewesen. Was das Verhältnis von Wissenschaft und Wirtschaft in Stanford angeht, so wäre es günstig gewesen, nicht nur die Geschichte